

Merde – ich preise den himmlischsten aller unsterblichen Götter, dehne, straffe, wälze mich, spanne die Glieder, entspanne und spanne wieder, bemüht um Genuss, feuchte die Lippen, lege den Kopf zur Seite, Schlüpfriges flüstert aus dem Mund, während ich das leise vibrierende Gerät zum Einsatz bringe – und genau in diesen ganzen komplizierten Aufbau, als Eros mich endlich erhört, klopft es. Schnell und heftig. Wie aus Ärger, keine Klingel gefunden zu haben. Ich halte die Luft an, stelle das Gerät ab und mich tot. Ich bin dabei, sexuell durchzustarten. Hat man das bis zum Eingang gehört? Lauscht man nicht automatisch stärker an verschlossener Tür? Mein Atmen sicher lauter, als dem naiv Wartenden zuträglich. Und das Gerät! Gut, der Epilierer klingt ähnlich. Vielleicht bin ich zu Ohren gekommen, plötzlich gefällt mir der Gedanke. *Toktoktoktok*, nochmals. Aus mit der Stimmung. Jemand presst etwas in den Briefschlitz. Das ruckelt zäh und fällt. Schritte entfernen sich. Ich stemme den Rücken hoch auf die Ellbogen. Muss ich mir das von mir bieten lassen: wegen so was unterbrechen – als sei es nicht schwierig genug! Schwinge mich an den Bettrand. Ein kurzer, sehnsüchtiger Blick zurück mit Vorfreude auf die Wiederkehr am Abend, und ich puffe ins Kissen. Schlage das Bettlaken zur Seite, das noch an den Hüften klebt, nasse Perlen auf dem Körper, lecke mit der Zunge über den Unterarm, salzig, das ist die Sommerhaut. Dusche? Solltesollte. Draußen rufen Vogelstimmen in die

Welt. Auf. Ziehe den Vorhang weg. Dieses alte Fenster knarzt und quietscht beim Öffnen, ich hänge die Stange in den Haken. Und herein dampft der Vormittag, die Nacht hat nicht abgekühlt. Jetzt geht's los. Über den alten Holzboden, vorbei an betagten Möbeln und keinem Klimbim, zum Lehnssessel, in dem ich weder je lehne noch sitze, dort der Overall aus dünnem Leinen. Steige hinein. Fahre mit den Fingern durchs Haar, voilà, Frisur. Vor dem Spiegel befeuchte ich die Kuppen und streiche die Augenbrauen hoch, hinweg du hündischer Hängeblick, dieser Trick steigert insgesamt die Wachheit, und fupp, fupp, zwei Lidstriche. Nie Schmuck. Auch die Lippen brauchen keinen Zusatz, *au contraire*, die könnten was abgeben, im neuen Überschwang. In der Küche kalter Kaffee, nehme paar Schlucke, schmeckt schal, sollte besseren kaufen, spucke in die Spüle. Vorm Verlassen des Gehäuses hebe ich das Paket auf, öffne es, starre den Titel an: Aha, *Die Lust an Orgeln* hat mich meine gekostet! Ich hinterlasse die antiquarische Abendlektüre auf dem Hocker.

Muss nur den Hof queren. Zwei bereitgestellte Hölzer aus dem Schuppen schleppen. Neunundvierzig Schritte lang Nachspann der Libido, des Selbstversuchs mit Eros, schließlich lebe ich, habe einen Körper, kann ihm Vergnügen besorgen – immer noch, und meine Freiheit heißt Glück! Sicher, Glück ist die Sklavenkategorie, sagt der Philosoph Žižek, sagt auch der Winzer von nebenan, aber ich bin nun mal versklavt an Freiheit und Glück. Sex zu zweit: Dieses Vöglein ist weit weggezwitchert. Männer, die angeblich kluge Frauen schätzen, sind in der Regel so komplex und verkopft, dass mit ihnen nicht viel anzufangen. Da kannte ich mal einen, der

verkündete: Dumm bumst besser. Nichts wünschte ich damals mehr, als zu bumsen wie eine Dumme, aber brachte es nicht fertig, und jetzt werde ich das mal für mich selbst üben, Dummsein beim Sex, das wär ja gelacht, wenn das nicht klappt.

Nun also: Weg die Lendentragheit! Zunächst paar Versuche, ob's denn noch gelänge. Ohne großes Gaudium, rein mechanisch. *Ich* wollte zwar, *es* wollte nicht. Davon Kopfschmerzen. Gedacht, da sei wohl zu viel Zeit verstrichen. Eingerostet. Erhob mich unerlöst. Und begab mich auf die Suche. Recherchierte ausführlich im Netz, verglich Modelle, wurde fündig: Wie ein Schmuckstück sieht er aus, der anmutige Schwerenöter, samtig in der Hand und zwölf Intensitätsstufen – ein rotes Ei aus Silikon. Und bald erleichtert, dass es so gut klappte. Dann mehr und mehr hinein in meine Lust, nun mit dem Auftrag: fantasieren, Muskeln stärken und schnell kommen. Begierig Ausschau halten nach allem, was Anregung verspricht. So groß ist meine Welt nicht, dass es da viel gäbe. Trotzdem seit Wochen wieder Empfindungen, mit denen ich abgeschlossen hatte. Leib, Leib, nur du allein, kamst vorhin nackt auf dem Rücken gar in Stimmung, *bevor* ich mir was ausdachte, das ist doch eine Bilanz, die sich spüren lassen kann! Fiktion genügt. Man muss sie nicht auch noch leben. Wer will Zeuge werden, wie das Begehren – ob das eigene, ob das fremde – abstumpft und erlischt, weil es sich erfüllt? In der Erstaufregung mit dem Gspusi schimmert immer Dauer und Substanz. Im Alltag aber? Ebbs die Lust ab, wird vorhersehbarer Spektakel und irgendwann Drama. Braucht doch keiner. Mit sich selbst hat's weniger Scherereien. *Gut argumentiert ist halb beweihräuchert*, ich bin schon über den

Hof, trage schon die Hölzer, reif für die Werkstatt. Trete ein mit Schritt fünfzig. Zähltick. Mische mich lieber unters Holz als unter Menschen.

Hier im Türstock stand ich bereits als Achtjährige, wenn's zwischen meinem Vater und dem Orgelbauer was zu besprechen gab. Traf ich damals auf dessen Sohn, regelten wir das verlegen. Finn! Was hätt ich alles mit dem angefangen. Ich bellte aus Spaß und er sah mich *ent-* und *begeistert* an. Im weit und breit einzigen Gymnasium steckten wir später beide drin. Zweimal ein Date. Das erste, als ich Finn zeigte, aus einem Erdloch lasse sich mit hineingehaltenem fließendem Wasserschlauch eine Maus locken – auf diese Weise produzierten wir den Feldhamster und prahlten damit in Naturkunde –, das zweite, als Finn mir auf seinem Plattenspieler *Noah Found Grace in the Eyes of the Lord* von Bruce Low darbrachte, zu einer Zeit, da es bei mir zu Hause nur Klassik im Radio und den Vater am Klavier zu hören gab.

Dann lebte jeder in eine andere Richtung davon. Finn gleich in seine, ich zickzack.

Und vor zwölf Jahren stand ich wieder in diesem Türstock. Gottlob zur rechten Zeit, mit druckfrischem Zeugnis und einer Absicht: Teil dieses Universums wollte ich werden. Fasziniert von der funktionierenden Hofstruktur, die ich nie vergessen hatte. Mein Anfang hier markierte einen Endpunkt: zuvor ein Sich-über-Wasser-Halten in der Stadt als Putzfrau, Kellnerin, Sekretärin, ein Von-der-Hand-in-den-Mund, ein Sich-nichts-Zutrauen. Erst da mein Vater sich von den Orgeln zurückzog, fasste ich doch noch den späten Entschluss, die eigene Neigung auszugraben – Berufsschule, Abschluss, Praktikum, und endlich: *Da bin ich, Finn!*

Verbunden schon die Väter: Der eine unterrichtete am Institut für Orgel und bespielte die vom anderen restaurierten und gebauten Instrumente. Als die Väter älter wurden, verschwand mein Vater ohne Wehmut aus der Orgelwelt; ihm hatten die Töchter in frühen Jahren Striche durch die Einzelgängerrechnung gemacht, und er ließ sich familiär recht und schlecht in die Pflicht nehmen, wiewohl er als Professor für die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Familie sorgte. Doch jetzt im Ruhestand lebte er das ihm wesenhafte Junggesellentum, bestand trotz zweiter Frau auf getrennten Wohnsitzen, widmete sich aufgesparten Lüsten und dachte sich Späße aus. Der Vater von Finn lernte im längst sohngeführten Betrieb noch – wie er mich nannte – die *Himmelsgeschichte* an und starb.

Seither angeln und schleppen Finn und ich die Aufträge allein ins Werkstattland.

Finn. Ein platonisches Vergnügen. Kumpel- und geschwisterhaft. Trotzdem rutscht immer wieder eine seiner Gliedmaßen in mein erotisches Training und wird dort, wo sie eigentlich nichts zu suchen hätte, mit einverleibt, wenn sie schon einmal da ist.

Vor der Zeit am Hof liebte ich Männer, ohne mich für sie zu interessieren. Das heißt, ich verkaufte, ohne dass die Gewählten es haben wollten, etwas, das ich gar nicht leisten konnte, als Liebe. Und dabei immer die insgeheime, verstohlene Hoffnung auf *alles*, auf das absolute Heil, dass ich mich selbst und das, womit ich kämpfe, einfach vergessen könnte im Aufgehn im Anderen, dass die Hingegebenheit an den Anderen mich vom eigenen Unerlösten erlöst; tausend Mal falsch gedacht, tausend Mal viel Energie

aufgewendet, um diese dummen, dummen Gedanken einzudämmen und aus der leidigen Geschichte wieder rauszukommen: Das Verfahren zwischen mir und den Kerlen funktionierte nie, und ich stellte es endlich erst in Frage und dann ein und konzentrierte mich schließlich, spät, aber doch, statt auf Liebe auf Ausbildung. Als ich hierherzog, fragte ich Finn einmal in einer Arbeitspause auf der Hofbank: »Was hältst du davon, wenn wir uns im Heu wälzen und paaren?«, doch der antwortete mit einem aufgelachten *Ja-ha, gewiss, Stella*, erhob sich und ging zurück in die Werkstatt. Dem folgte kein neuer Vorstoß und kein Nachflirt, obwohl ich Finns Einsatzbereitschaft durchaus gern ausgereizt hätte. Das Thema fiel in Hoftiefschlaf. Bis jetzt.

Nun bin ich beschäftigt mit einem unerforschten Register: Venen schwellen, Muskeln spannen – die Riesenhand vom Finn feilt nicht am Winzigholz für Winzigpfeifen, nein, sie reibt geschickt auf einem noch viel kleineren Instrument und lockt gutturale Töne aus mir. Treibe ich mich in seinen Fantasien auch herum? Vorstellungskraft eignet uns beiden. Braucht man im Instrumentenbau. Man muss bereits als Idee in sich tragen, dass dieses Stück Holz, an dem man gerade schleift, den Klangkörper einer Pfeife mit speziellem Ton ergeben wird, und dass später tausende Pfeifen gemeinsam die Resonanz einer für Kenner unverwechselbaren Hörorgie erzeugen.

Finn ist nicht zu durchschaun. Diskret und ruhig ist der Mann. Stets gesammelt und geerdet. Stadien, durch die ich mich erst mühsam kämpfe, scheinen in ihm von klein auf erledigt. Wir präsentieren uns gegenseitig Unzugänglichkeit. Blenden Mann-Frau-

Dinge aus. In dieser langsamsten aller Annäherungen über die Jahre hinweg wächst *ein* Orgelkosmos. Darin verbringt Finn täglich fünfundzwanzig Stunden. Ich variiere meine Zeiten. Urlaub interessiert uns beide nicht. Wir leben ja bereits im Shangri-La. Auf sozialen Austausch haben wir kaum Lust, kommen tagelang ohne die Unarten weiterer Personen aus. Zwischen uns gilt: Lieber ein Wort zu wenig denn zu viel, dann kann der andere grübeln, wie was gemeint sein könnte; das gilt hier als Unterhaltung. Noch zu erwähnen der Hund: Arbeiten wir auswärts, darf er mit; dann wird ein Laster gesattelt, mit nötigen Maschinen bepackt, in Kirchnähe eine tierfreundliche Pension bezogen. Sobald wir zurück sind, wo wir für den Vierbeiner hingehören, wohnt und wacht er wieder in seinem Eck. Ein kluges Geschöpf, verausgabt sich nicht, schlichtet imaginäre Knochen oder hängt Weiberträumen nach. Ich begleite ihn täglich, *hintaus* zu den Stadeln und ins Unterholz, da sind wir schnell vom Dorf weg und über Hohlpfade auf Weinhängeln in kürzester Zeit in der Welt der Insekten, Vögel und Wildtiere. Mit ihm gehe ich sorglos: Ein großer schwarzer Canide verlangt Abstand. Im Ort mache ich dicht und mich unsichtbar, will von niemandem angesprochen oder thematisiert werden. Ein Widerwillen gegen Smalltalk, den kannichnichtwillichnicht, und am End ist's nicht weit her mit meiner Stamina. Was ist denn das für eine Heuchelei? Erachtet man andere für zu dumm und zu unwert für Normal-Talk? In den wenigen Straßen- und Gasthausgesprächen mit Einheimischen im Laufe der Jahre ging's Themen wie Ackerbau, Tierhaltung oder Jagd an den Kragen, nie ohne Rufverlust. Also meinen. Ich bin keine

Weltverbesserin. Auch keine Spaßverderberin. Besser keine Meinung zeigen. Denn wozu? Damit alle wissen, dass man in den meisten Belangen anders denkt? Zu erfahren oder gar gutzuheißen, was irgendwer befindet, bereitet mir schon im engsten Familienkreis Schwierigkeiten; ich versuche, *eigene* Standpunkte zu verstehn – und das genügt.

Der Rahmen knurrt, es knirscht das Scharnier, das Glas klirrt und herein zischt der Nussbaumast, dann steht das Straßenfenster offen, denn ich will die Nachtluft, für ein bisschen Sinnieren vor dem Schlaf. Die Befürchtung, man könne meinen Lebensstil verurteilen und einen Mangel entblößen, den ich gewiss nur geschickt tarne, und den Alleingang attackieren, weil er nicht dorfgefällig daherkommt, sondern im Gegenteil gefährlich für die Ortsstruktur: Diese Sorge verschwand irgendwann; sollen die sich ruhig das Maul verspekulieren über mein Zusammenleben mit Finn; begegnet mir jemand auf offener Straße und spricht mich an, höre ich sofort mein Mundwerk bersten: ein Abwehrgefecht, um alle fernzuhalten; meine Stimme höher, ich lächle ohne Grund und verwehre mir jedes Mal nur knapp zu sagen, was wirklich Sache: dass ich mich gern unterhielte, wenn nicht jede Lust dazu fehlen würde, weil mich nicht interessiert, wes Reben Pilz befiel, wes Katze Gift fraß, wes Haus abbrannte, wes Schuss sich löste.

Vis-à-vis hält ein Rettungswagen. Wo will der hin? Links im Gebüsch öffnet ein verstecktes Gatter, der Wagen reversiert, fährt rücklings hinein und verschwindet im Dunkeln.

Hier muss man keine Krimis lesen: Es langt der Blick aus dem Fenster. Zwar leben da hauptsächlich Handwerker und Bauern, doch auch *Zuag'raste*, die's

in der Stadt nicht schafften, wie ich; darunter welche mit beschädigtem Selbstwert, den sie mit letzter Kraft verteidigen. Unlängst kreisten Helikopter auf der Suche nach dem Vierfachmörder: Was für ein Hallo! Einen Kinderschänder hat die Schwester ihn geschimpft, da sei er durchgedreht, stürmte trotz Glasauge und grauem Star das Schwesterhaus, rief *Der Kinderschänder is da!*, nannte sie ein letztes Mal *Du Jauchngruam* und – swusch! – erschoss sie kalt, dazu Bruder, Schwager, Schwägerin, weil, wie er vor Gericht aussagte, die keine eigene Meinung hatten und nicht zu ihm standen. Mit seinen vier Toten ging der Vierfachmörder als einziger sehbehinderter Schütze in die Kriminalgeschichte Österreichs ein.

Und letztes Jahr die sechsunddreißig Messerstiche: ein Grusel, was alles in den Häusern brodelt, bevor es ausbricht. Wenn die oder der noch *einmal* das oder jenes – aber dann! Solche Drohungen kennt jeder. Dieser Sohn jedoch schwor sich: Wenn die Mutter noch *einmal* das oder jenes – dann setzt's aber sechsunddreißig Messerstiche! Recherchierte vorher im Internet nach Messern und Möglichkeiten, Aussehen und Identität zu ändern. Nach den tödlichen Stichen fuhr er zum Baumarkt um Folie, wickelte die Leiche ein und stopfte sie in die Bettzeuglade; lebte noch eine ganze Woche zusammen mit der Toten, löste dann das Konto auf und machte sich mit seinen Siebensachen aus dem Staub. In einem Hostel in Oregon schnappte man ihn. Kein Tatmotiv vor Gericht. Bekam sechs Jahre für geplanten Totschlag. War frei nach dreieinhalb, mit Fußfessel. Schizoid, doch zurechnungsfähig, laut Gerichtsmedizin; man hofft inständig, dass den nichts Neues ärgert, jetzt,

wo er wieder draußen ist; lebt bei Verwandten paar Dörfer weiter.

Solches zu erfahren, ist eins. Über dergleichen zu parlieren und sich damit zu quälen, ein Zweites. Wo bleibt denn der Rettungswagen? Vielleicht passiert ja grad wieder was?

Ganz in der Nähe lebt auch ein von Fledermäusen umflattertes und von Wildnis verdecktes Wirtshaus. Hin kommt man auf Feldwegen entlang an Bagger- teichen und Gruben: ein Fluch für jeden Städter, weil das Navi vor der schottrigen Adresse bockt. Darin vereint ein wurmiger Riesenholztisch Jung-Alt aus sämtlichen politischen Lagern; auf der Bank und damit auf den Habschaften der Gäste stets unscheu eingerollt die Katze. Ich kann nach einem langen Tag Pfeifenholzschnitzen dort für mich sitzen, erfahre, wer den größten Waller aus dem Teich zog, und werde von der Wirtin mit einem Achtel umsorgt, was sich so anhört: »Seid ihr jetzt endlich z'samm, Finn und du?«, und man darf schon vermuten, dass sie das nicht nur für sich selbst fragt, sondern vielmehr zur Information aller – eine Bringschuld, die im Dorf erfüllt werden muss.

Ebenda findet seit der Schulzeit einmal im Monat die Stammrunde statt: neun Frauen aus der Gegend, die entweder nie vom Land wegekamen oder zurückflüchteten. Ich suche die Gruppe auf, um außerhalb der Orgelmeisterei auch irgendwo dazuzugehören, und nicht, weil ich begierig wär, wen aus der Gruppe zu sehn. Eine Art Bestätigung, um meine soziale Unsicherheit zu bekämpfen und mir zu beweisen, dass die Teilnahme an der Zivilisation gelingt. Für diese Ausflüge halte ich ein Hygiene- und Pflegeprogramm aufrecht, das im Werkstattsalltag weder für

mich noch für Finn nötig; wir kennen unseren Geruch, jede ungewaschene Pore, jede verschwitzte Falte. Würd es nobler zugehn, hätten wir Sex? Ich kannte mal einen, der wollte, dass man sich vor dem Sex immer dusche – aber damit wusch man sich ja die ganze aufgebaute, angesparte Stimmung ab und musste im Bett wieder bei null anfangen. Ich unterliege ganz sicher keinem Reinlichkeitswahn. Appetitlich ja, antiseptisch nein. Für diese Stammrunden also wasche ich Haare, lackiere Nägel, zupfe Gesichtshärchen, trage eine Maske auf, peele und creme von oben bis unten, putze mich fein raus. Für das Gefühl, noch gesellschaftsfähig und mit erotischen Attributen gerüstet zu sein. Diese Runde als Übungsfeld: Das genügt.

Schlittert der Abend dort zu sehr ins schmale Gespräch, füge ich mich – abhängig vom Tagesgrad der Resignation und den Getränken – oder gehe.

Finn sagt, ihm sei alles, was nicht die Orgel berühre, Smalltalk. Das ist natürlich übertrieben. Denn neuerdings kommt der Winzernachbar in die Werkstatt, und wir philosophieren zu dritt über das Wesentliche, das im Verborgenen liegt, nämlich zuerst über Weinverfeinerung, wobei weniger die Rede von Aschenlauge, Pinienharz, Zimtrinde, Terpentin, Flöhkraut, Schwefel, Honig, Salz, Gips, Pech, Kalk oder zerstoßenem Marmor als von Beschaffenheit der Fässer, Tanninen und Toasting – und dann hobeln wir unterm Einfluss von prämierten Tropfen das Leben zurecht samt dem Tod.

Zwischen Weinhängeln, Wäldern und Äckern versteckt sich also das Nest, in dem die Leut hinter Pritschenwägen, Mähdreschern, Traktoren und Baggern

voller Dorfstolz hervorschaun, wenn ein fremder Wagen durchfährt, weil: Wer stört?, und in der Hauptstraße, die ein zausiger Grünstreifen mit Bach ausbaucht, nach Kirche, Volks- und Hauptschule, Bioladen, Gasthaus und Bäcker, schmiegt Zwerchhof sich an Zwerchhof, weiß gekalkt und traditionell, vorn an der Straße ein Trakt übereck, hinten im Innenhof die Scheune quer, und ebenda hat Finn einen solchen geerbt, renoviert und den Saustall zum Pfeifenlager erklärt. Als ich eintraf, war alles angerichtet. Beginnend beim Eingang mit dem schmiedeeisern umzäunten Vorgarten, wo noch die Finnmutter mit Faible für blaue Blumen das Sinnbild ihrer Ehe pflanzte: Vergissmeinnicht, Schwertlilien, Rittersporn, Eisenhut, Ehrenpreis. Hier lebt auch der Nussbaum; durchs Straßenfenster beobachten wir einander, ich und der Hausdiener; er neigt die Zweige, wenn ich komme und gehe, und öffne ich das Fenster, schnalzt er den besten Ast rein, sieht sich um. Hölzerne Näherungsversuche.

Im großen Straßentor für Landmaschinen und Lastwägen gibt's ein kleines Türl fürs menschliche Raus-Rein; links im Innenhof dann der Eingang zu mir, Leben an Leben mit Finn, dazwischen die Werkstatt; der Dachvorsprung über der Hoffassade bildet Arkaden für die einzelnen Zonen: rechts das kleine Erdreich, darin verzärtelt Finn Essbares, bis hin zu den Kletterrosen an der hohen Wand, gebaut gegen den früheren Gestank der Nachbarschweine, die ich nicht mehr erlebte, schade.

Der Hof schirmt allen Weltlärm ab. Von Schicksalsschlägen will der nichts wissen und blieb bis dato verschont. Hier drin wächst psychische Stabilität, trotz einiger Widersprüche und Defizite. Mal mit

Radio Klassik, mal mit FM4 feilt jeder am Orgelbau, vertieft in seinen Beitrag am Ganzen. Geborgen im Einklang, auf der Hofbank in der Trettn, manchmal mit erhobenem Glas aus Freude über Auftragsabschlüsse. Hinten im Schuppen beim Tor zur Natur und vorn an der Straße beim Türl zum Dorftratsch endet die Insel.

Ich bin hier – man kann's ruhig so nennen – selig. Das Messen, Schneiden, Gießen, Hobeln, Fräsen, Feilen, Stemmen, Stechen, Schlitzen, Bohren, Leimen, Kleben, Schleifen, Polieren und Furnieren tilgt die Erinnerung ans frühere Leben, an Schiefgegangenes und falsche Erwartungen. Selbst ehemalige Glückssphasen werden hier erfolgreich vergessen, weil das widerspricht sich doch: *vergangen* und *froh*. Ich finde Unterschlupf im lange gehegten Traum von Unabhängigkeit, heile am Geruch von Holz und Leim, am Geräusch der Maschinen und an der von Grübeln befreienden Konzentration aufs jeweilige Werkstück – und das genügt.

Finn war früher mal verheiratet. Die Ehe hielt nicht lang. Ihm habe das Bedürfnis nach der Frau gefehlt, erinnert ihn der Winzernachbar stets, wenn Finn im Schnaps rührselig aufzeigt. Eine erwachsene Tochter blieb ihm davon. Dorothe studiert in Salzburg, weht alle paar Monate in den Hof, wird von mir um ihre unangestregte Sexyness beneidet und meldet: »Wir fahren in die Stadt, Stella, statt deinen Kartoffelkäfern beim Kreuzen der Feldwege zuzusehn«, dann packt sie mich in den Cinquecento. Und ich folge ihr in die Bar, übe weibliches Posieren, messe mich mit der halb so Alten, lasse mich treiben in Cocktails und blenden von Lustern, tausche einen

Abend lang Sägespäne aus den hochgekrempelten Jeans von Finn und Schafhaar aus der Hutkrempe vom Winzer gegen Großstadtpuls und Society-Löwen, denen Einladungen zum Gesellschaftsleben aus dem Sakko fallen – doch ist's nun eine Weile her, dass ich mitfuhr, denn der ganze Glanz und Prunk fordert doch seinen Tribut, wenn man wieder im Alltag einklinken will, damit gilt, was in die Werkstatttür geritzt: *Schmitze dein Leben aus dem Holz, das du zur Verfügung hast.*

Ich blähe die Nasenflügel und sauge das Bouquet vom sonnengewärmten Korn, von ockergrünen Getreidemeeren aus Weizen, Gerste, Roggen, vorbei an der Schafherde vom Winzer, *für den Hasen bist du zu alt, Hund*, der gibt mir recht und trabt weiter neben mir, was sind das: Hirschkäfer?, überfallen mich im Schwärmanflug, mit Geweihen, Klebebeinchen, Mordsgeschwirr, ein Schauer über den Körper, ich fuchtle, nicht abzuschrecken die Invasion, erst im Hohlweg bin ich gerettet, rasch hinauf, hier dampfen Ausdünstungen vom Wild, der Rehbock bellt, ich zerreibe eine Kamillenblüte und inhaliere, dann eine Rispe Schafgarbe: riecht wie Petroleum, nehme das Handy raus, die Bird-App verrät: Wachtel, die also gluckst aus dem Maisfeld, Kirschen-, Zwetschken-, Nussbäume, Hollerbuschen, Eden, wohin die Hände reichen, was die Augen greifen, ich fotografiere die weibshohe Distel, weiter geht's zwischen Rebzeilen, die Trauben erbsenklein und hart, hoch zum nächsten Pfad, den säumen Königskerzen, droben ein Blick bis zu den Windrädern, ich schwebe auf einem Luftpolster, niemandem gewidmet, niemandem verpflichtet, was für ein Luxus, gar nichts mache ich, gar nichts denke ich, sehe nur zum Klatschmohn, der lächelt, lege mich wie üblich zu seinen Seidenblüten an den Wegrand, hin zur schwindenden Sonne, auf den Rücken, lasse mich geschehn, trunken vom Sommerduft, high von der Himmelsschau, von keiner Sehnsucht erfüllt, denn das hier *war* schon meine Sehnsucht und sie erfüllt sich gerade, alles summt durchsichtig in meinen Augen, im Innern der Augäpfel,

mouches volantes, Flecken und Fäden laufen auf dem Glaskörper, draußen Mücken, etwas höher Schwalben, drüber Schäfchen, nicht *ein* Flugzeug, ganz oben Sichelmond und Satellit im Firmamentsblau, der Hund schnüffelt, ein Fasan krächzt, fern ein Vogel Lied – jetzt das Abwägen, ob es dem sogenannten Glück nicht schon sehr nahe komme, wenn ich später statt der Orgelbuchlektüre noch vollende, was ich am Morgen in Angriff genommen, bis es klopft; dann das Vorausdenken an die Abendstille der Werkstatt und an den Felsen Finn, der gerade zwei Dörfer weiter in der Kirche unser Instrument stimmt, weil die Orgelweihe winkt, auf deren Datum wir seit Jahren hinarbeiten; als Nächstes die Erwägung, was ich anziehe, ob ich in die Stadt fahre und mir etwas kaufe, und wenn ja: wo, und wenn ja: was; in diese hymnische Satttheit vibriert das Handy und in die auf einmal flimmernde Welt rattert die Spitalsnachricht, um meinen Vater stehe es schlecht, es blieben nur mehr zwei bis drei Tage.

Wer hat das gesagt? Nicht zu ermitteln. Die diensthabenden Ärzte wechseln ständig. Ich eile durch die Gänge der Niedertracht, in denen alle Krankheiten sich mischen und aus jedem Körper irgendwo ein Schlauch hängt. Spitäler widern mich an. Sie sind kein guter Ort für kranke Menschen. Es macht ja schon *mich* als Gesunde krank, hier durchzugehen. Das Ausgeliefertsein an Leid, Fraß, Gestank, Pflegefehler, an Hierarchien und Visiten: Am Kugelschreiber sollst du ihn erkennen, doch in diesem Kittel steckt nicht mal der; der Spötter in Weiß nimmt die Tafel mit Fachprosa des Vorgängers vom Bettende des ihm unbekanntem Kandidaten, fragt hin zum

Bettanfang *Wiegehtsundsenn?*, und auf die schwammige Antwort – denn was weiß ein Sedierte, wie's ihm geht mit dem Arzt – folgt knapp vor Ankunft beim nächsten Bett ein ebenso schwammiger Hinweis der prozessionszugehörigen Stationschwester, die noch weniger Ahnung hat, wie's irgendwem geht. Auf diese abscheulichen Stätten der Vernichtung von Würde ist man aber in schauriger Ohnmacht angewiesen, wenn die Gesundheit nachlässt, bis man schließlich, weil einem auch der letzte Funke Widerstand betäubt wird, erbärmlich darin zugrunde geht. Und jetzt noch Dankbarkeit zeigen für die enorme Kraft, die es alle kostet, mit Freundlichkeit über das ganze Elend hinwegzutäuschen.

Aufzugfährtnachoben.

Ich finde den Trakt und das Vaterzimmer. Er ist nicht ansprechbar, und ich setze mich erst mal aufs Nebenbett des Todgeweihten. Nichts zwingt *mehr* zur lebhaftesten Teilnahme als eine Todesgefahr. Verfechter von Unabhängigkeit, die sich selbst genügen: Wie oft sehn die einander? Nicht oft. Monate her. Geplant war zur Orgelweihe. In ein Einzelzimmer mit Zusatzbett hat man ihn gestellt, damit er ruhig zu Ende liegen und ich die letzte Zeit bei ihm verbringen kann.

Was dann zu Ende geht, ist Tag eins. An dem alles in mir rauscht und durcheinanderblitzt als Nachhall des Erfahrenen. Lange Stunden der Wache auf dem Zweitbett mit Blick zum Vater. Seine Nase überstülpt von Sauerstoffzufuhr. Ich kann nicht handeln, nichts bewirken, erstarre in prüfender Beobachtung. Antibiotika und Elektrolyte tropfen in die Vatervenen.

Darauf Tag zwei. Ich verfolge genau, in welche Richtung alles deutet. Ein Seelsorger klopft. Der

Wunsch nach Ölung ist ihm abzulesen. Stocksteif sitze ich am Zusatzbett und warte ab, wie's ausgeht. Er schleicht mit der Weisung des Herrn heran, wohl erst im Glauben, die zittrig erhobene Vaterhand heiße ihn willkommen – doch noch bevor er das Krankenbett erreicht, muss er zur Kenntnis nehmen, dass die ihn abwehrt. Jetzt aber raus, *huschhusch*, zu einem, der wirklich aufzeigt und wegwill.

An Tag drei flackert ein leises Kichern aus dem Vater – ich frage skeptisch, worüber, und heiser kommt's, er habe grad an was Lustiges denken müssen. Ich recherchiere Morphium. Und bange auch noch am vierten Tag, vielleicht hat man sich in der Todesprognose doch nicht geirrt.

Der fünfte löst die Lähmung. Damit bestimmt ein neuer Kurs das Leben. Ich erbeute und kopiere alle klinischen Befunde, forsche, was sie bedeuten, vertiefe mich in jedes Gebrechen und lasse mir, während der Vater von Abteilung zu Abteilung geschoben wird, Klauen und Hauer wachsen, lege mich mit allen an, weil alle hassen, wenn man mitdenkt, nachfragt, eingreift: mit den Fachärzten, die nur auf Ausschnitte des Katastrophengebiets fokussieren, mit der Pflege, die so wenig vermerkt und sich so oft ablöst, dass die linke nicht weiß, was die rechte zwar hätte tun wollen, aber auch nicht tat und sich entweder Zuständigkeit anmaßt oder sie verweigert, und mit dem Vater, der, sobald er glaubt, wieder denken zu können, keinerlei Einmischung duldet, *Hat's dir wer ang'schafft, Stella?*, obwohl ihm die Urteilsgabe für Vorgänge um den eigenen Körper abhandengekommen.

Aber er überlebt die von einer unerkannten Überlaufblase angerichtete Schweinerei. Weil er nicht

dran denkt, zu sterben. Wozu hat er sich die Jahre zuvor aufgradiert? Wozu bitte schnitten sie ihm das maligne Stück Darm raus, die Basaliome und kaputten Lymphen, wozu der Herzschrittmacher und zwei neue Hüften, wozu kämpfte er gegen die obstruktive chronische Lungenerkrankung, den zu hohen Blutdruck, betrieb jahrelang Sport und schluckte Nahrungsergänzungsmittel? Nein, wirklich! Von diesem Höllenfahrtskommando lässt *er* sich nicht umbringen. Zwar kann er für kurze Zeit *gar* nichts mehr denken und es steht schlecht um ihn, doch ändert dies nicht, dass er Einspruch erhebt gegen das über ihn verhängte Todesurteil und stattdessen einen Katheter kriegt. Zum vielen Rot im Beutel heißt's: Man müsse sich das vorstellen wie ein Teesackerl, auch ein ganz kleiner alter Bluttröpfchen färbt den Rest rot, wenn er im frischen Harn zieht.

Das alles bewache *ich*. Kein Papakind und durchaus *nicht* sein Augensterne. Vielmehr der Augendorn, zu lange herumgemurkst mit dem Leben und die Herkunft mit Füßen getreten, bis von der mitgegebenen Bürgerlichkeit nur mehr ein Taumeln am Gesellschaftsrand übrig, aber dann doch noch eine Wurzel in der Werkstatt geschlagen. Müssen uns nun arrangieren. Üben Elemente der Zuwendung, ich aus Gewissen, er aus Not. Kompott, Pudding und bittere Krümel zermörserter Riesentabletten löftele ich in den Abgemagerten und lerne, mit der Panik vor Darmverschluss umzugehen, denn das kann lange dauern, ehe ein Abführmittel wirkt und die Peristaltik ankurbelt. Darauf Durchfall. In diesem Wechsel geht's dahin. Zum Glück belasten den Vater angesichts seiner Flüssigkeiten, Sekrete und Säfte nicht auch noch Gemehmtheit, Skrupel oder Scham. Zum Glück stoße

ich zwar an Grenzen, weil das Leben mich hinzerzt,
sehe mich aber dort auch um und überschreite sie –
und ach, wozu ich durchaus fähig bin.